

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Barbara Michaels
Dem Zauber verfallen
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Sie verfluchte Nadel, Stoff und Faden, zwang jeden einzelnen Stich mit beschwörenden Worten an seinen Platz. Das eintönige Gemurmel klang so harmlos wie das Schnurren einer Katze. Trotzdem erschauerte die andere Frau und beugte sich tiefer über ihre Arbeit, beinahe so, als müsse sie sich gegen die eisige Kälte wappnen, die ihr entgegenschlug.

Es war lange her, daß sie Worte wie diese gehört hatte. Und doch kannte sie deren Bedeutung, und die Finger, die die eigene Nadel hielten, fühlten sich steif und ungenlenk an. Sie hatte protestiert, hatte eindringlich gemahnt. Aber es war, als spräche sie gegen eine Wand oder zu einer der Marmorstatuen, die der alte Mann überall im Garten hatte aufstellen lassen. Es waren Götzenbilder, Standbilder antiker Götter und Göttinnen. Das verstieß gegen die Heilige Schrift. «Du sollst keine anderen Götter neben mir haben», hieß es darin. Sie hatte den Satz selbst im Buch Gottes gelesen, hatte

die Worte mit quälender Sorgfalt buchstabiert. Lesen zu können, war ihr ganzer Stolz, und doch erschien es ihr das schwierigste Unterfangen, auf das sie sich jemals eingelassen hatte, war sie doch ohne jede Hilfe oder Ermutigung gewesen. Nur der Wunsch, selbst die Worte des Herrn zu lesen, hatte sie beflügelt. Das Gemurmel der anderen allerdings verhieß Schlimmes. Es war eine Einladung an den Teufel, sich in ihrem Herzen einzunisten und sich an ihrem Haß zu nähren. Und er war da, der Beelzebub, war im Zimmer bei ihnen. Sie fühlte seine Gegenwart. Zwei Frauen, die am Kamin stickten, und diese Präsenz des Bösen, die nicht die Hitze der Hölle, sondern eisige Kälte verbreitete.

«Du stickst dein Herzblut mit hinein.» Die Worte waren ihr unwillkürlich über die Lippen gekommen. «Alles hat seinen Preis. Du glaubst <sie> zu treffen. In Wahrheit wird alles auf dich zurückfallen.»

Und wieder prallten die Worte ab wie an einer Wand. Das leise Gemurmel setzte sich ungebrochen fort. Die Nadel glitt ein und aus, und der Schein des Kaminfeuers, der sich in ihrem blanken Stahl widerspiegelte, machte aus ihr eine züngelnde Flamme.

«Ich kann nicht mehr.»

Rachel hatte sie noch nie so reden gehört. Es klang emotionslos und abgestumpft, irgendwie unbeteiligt. Cheryl Cardoza ließ ihren Gefühlen normalerweise freien Lauf. War sie wütend, fluchte sie wie ein Seemann; wenn sie lachte, schüttelte sich ihr ganzer Körper und tiefe Grüb-

chen bildeten sich in ihren runden Wangen. Jetzt klang ihre Stimme wie die einer alten Frau, dabei war Cheryl erst Mitte Dreißig. Die rotblonden Locken umrahmten ihr fahles Gesicht wie eine schlecht sitzende Perücke.

Rachel warf einen Blick zurück in das Zimmer, das sie gerade verlassen hatten, in das Zimmer, in dem Cheryls Mann lag. Er war gerade so lange wach gewesen, um ihre Anwesenheit zu registrieren und ein paar beruhigende Worte zu murmeln, dann war er vollgepumpt mit Schmerzmitteln sofort wieder eingeschlafen.

«Er ist bald wieder auf den Beinen. Der Arzt hat gesagt, daß er vollständig gesund wird.»

«Diesmal noch, ja.» Cheryl sank gegen die Flurwand. «Tony ist seit fast zwanzig Jahren Polizist. Früher oder später mußte ihm etwas passieren. Er könnte sich einen anderen Job suchen; einen, der besser bezahlt wird und ihn nicht sein Leben kosten könnte. Diesen Anruf hätte er nicht annehmen müssen. Er hatte dienstfrei. Und ein Notfall war es auch nicht. Nur ein ganz alltäglicher Ehestreit. Irgendwann erwischt es ihn wieder. Heutzutage trägt jeder eine Waffe. Und das nächste Mal trifft ihn die Kugel vielleicht nicht nur ins Bein.»

Die beiden Frauen waren nur Bekannte, keine engen Freundinnen, aber Rachel legte unwillkürlich den Arm um die Schulter der anderen. «Kommen Sie, Cheryl. Ich fahre Sie nach Hause.»

«Noch nicht. Kara kommt gleich. Ich habe sie hergebenen. Außerdem möchte ich nicht, daß die Kinder mich in dieser Verfassung sehen.» Cheryl straffte die Schultern, holte tief Luft und brachte ein Lächeln zustande. «Ich warte in der Cafeteria, bis Kara hier ist. Sie kann mich nach Hause fahren. Sie haben bestimmt zu tun. Fahren Sie jetzt bitte.»

Rachels Blick schweifte zur offenen Tür des Krankenzimmers zurück. Sie konnte Tonys Gesicht nicht sehen. Der weiße Hügel aus Decke und Streckverband versperrte ihr den Blick. Und doch wußte sie, daß sie noch Jahre später mit geschlossenen Augen würde beschreiben können, wie er in diesem Moment ausgesehen hatte: wächserner Teint, die Haut über den Backenknochen gespannt, die dunklen Augen eingesunken, der Blick trüb. Schock und Schmerzen hatten ihn deutlich gezeichnet. Aber auch in diesem Zustand war Tony Cardoza ein Mann, bei dem jeder Frau der Atem stockte. Sogar die Hand der Krankenschwester hatte beim Zudecken zögernd auf dem Laken verweilt.

«Glück gehabt», hatte der Arzt gesagt. Und großes Glück war es tatsächlich gewesen, daß der Mann, der seine Frau verprügelt hatte, nach der kleinkalibrigen Pistole und nicht zum Schrotgewehr gegriffen hatte. Eine aus nächster Nähe abgefeuerte Schrotpatrone hätte ihm Knie- und Oberschenkelknochen zerschmettert.

«Arme Rachel.» Cheryl tätschelte ihr tröstend

die Schulter. «Ich mute meiner besten Kundin wirklich eine Menge zu. Würde mich nicht wundern, wenn Sie nicht wiederkommen würden.»

Rachel als beste Kundin zu bezeichnen, war eine maßlose Übertreibung. Die Preise der Sachen, die Cheryl in ihrem Laden zum Verkauf anbot, überschritten Rachels Budget bei weitem: alte, wertvolle Wäsche und Damenbekleidung aus vergangenen Jahrhunderten von exquisiter Qualität hatten Cheryl Cardoza einen Bekanntheitsgrad verschafft, der über die Staatsgrenzen hinausging. Der Laden lag im Parterre des alten Hauses, das die Cardozas bewohnten, in der Kleinstadt Leesburg in Virginia. Obwohl dicht an Washington gelegen, war der Ort nur mit dem Auto zu erreichen. Und die Fahrt dauerte lange, besonders für Rachel, die auf der anderen Seite der Hauptstadt in Maryland wohnte. Trotzdem machte sie den Weg häufig, da Cheryls Laden wie ein Museum war – in mancher Beziehung sogar besser, denn sie durfte die Gegenstände ausgiebig begutachten und berühren. Cheryl hatte in Rachel schnell die Liebhaberin und nicht die Käuferin erkannt und sie dennoch stets mit derselben Zuvorkommenheit behandelt, die auch ihre Stammkunden genossen, hatte Rachel bald mit Namen angesprochen und deren Fragen stets bereitwillig beantwortet. Gelegentlich, an ruhigen Tagen, schloß Cheryl den Laden für eine Stunde und drängte Rachel, auf ein Sandwich oder eine Tasse Kaffee

mit in ihre Privatwohnung zu kommen. Rachel erzählte dann ganz gegen ihre Absicht von ihrem langweiligen Bürojob, ihrem Studium an der Universität von Maryland oder den Schwierigkeiten mit ihrer Doktorarbeit. Bei diesen Gelegenheiten hatte Rachel Cheryls Kinder, ihren Mann und die zahlreichen Haustiere der Familie kennengelernt.

«Tut mir leid, daß ich Sie mit meinen Sorgen belästigt habe», fuhr Cheryl fort. «Ich weiß nicht, was ich ohne Sie getan hätte, als der Anruf vom Präsidium kam. Vermutlich wäre ich vor Aufregung mit dem Wagen gegen einen Baum gefahren.»

Das war keine Übertreibung. Die Benachrichtigung durch den Polizeichef war quälend ungenau gewesen. Zuerst hatte es so geklungen, als sei Tony erschossen worden. Im Krankenhaus hatte Cheryl dann erfahren, daß Tony lebte und nur am Bein verletzt worden war.

Als sie schließlich aus dem Krankenhauslift traten, entdeckte Rachel ein ihr bekanntes Gesicht. Kara war Cheryls Geschäftspartnerin und Schwägerin, verheiratet mit deren Bruder Mark. Und diese Kara stand sichtlich erregt am Empfang. Ihre Stimme hallte durch den gesamten Eingangsbereich: «Ich bin ein Mitglied der Familie, verdammt! Ich bestehe darauf, daß –»

In diesem Moment sah sie Cheryl und Rachel. Sie verstummte abrupt, rannte auf die beiden zu und umarmte Cheryl. Die beiden Frauen hielten

sich eng umfassen und redeten aufgeregt miteinander, während sich Rachel verlegen abseits hielt.

In Karas Gegenwart hatte Rachel sich von Anfang an unsicher gefühlt. Sie war die Partnerin, die ständig unterwegs war, auf der Suche nach interessanter Ware. Sie verfügte über ein geschultes Auge, um bei Auktionen die wertvollen Stücke herauszupicken. Kara besaß für diese Aufgabe die nötigen Kenntnisse und Beziehungen. Als Ehefrau eines bekannten Politikers kannte sie alle, die auf der politischen Bühne Washingtons eine Rolle spielten. Zudem war Kara weltgewandt, geistreich und sehr elegant.

Aber an diesem Tag im Krankenhaus sah sie kaum wie eine gepflegte Frau von Welt aus. Das Jackett ihres Kostüms war nicht zugeknöpft, ihr Make-up, besonders um die Augen herum, war verschmiert. Schließlich löste sich Kara aus Cheryls Umklammerung.

«Dem Himmel sei Dank, daß nichts Schlimmeres passiert ist. Nach deinem Anruf war nicht klar, was . . . Ich hatte schon Angst . . .»

«Ja», flüsterte Cheryl. «Ich auch.»

«Was du durchgemacht haben mußt! Dieser Polizeipräsident ist wirklich ein Elefant im Porzellanladen.»

«Hast du meinen Bruder angerufen?» fragte Cheryl.

Kara tupfte sich mit einem Taschentuch die Au-

gen. «Ich habe ihm eine Nachricht hinterlassen. Mark war wie üblich in einer Konferenz.»

Cheryl hatte sich allmählich wieder gefangen. «Ich rufe Mark an. Er muß wissen, daß mit Tony soweit alles in Ordnung ist. Er macht sich sonst bestimmt Sorgen.»

Die beiden Männer waren nicht nur verschwägert, sondern schon seit frühester Jugend eng befreundet. Kara jedoch zuckte nur mit den Schultern. «Laß dir damit Zeit. Die Konferenz dauert den ganzen Nachmittag. Was kann ich tun? Willst du hierbleiben? Soll ich die Kinder vom Schulbus abholen und ihnen erklären –»

«Nein, Kara. Das ist meine Aufgabe.» Cheryl warf einen Blick auf die Uhr. «Wir haben noch zwei Stunden. Wenn du was tun willst, dann hol mir bitte eine Tasse Kaffee. Und für Rachel auch. Sie war großartig. Ich weiß gar nicht, was ich ohne sie getan hätte.»

Kara drehte sich zu Rachel um, als entdeckte sie diese erst jetzt. Sie spielte die Rolle der Überraschten glänzend. Nach einem flüchtigen Blick auf Rachels schlichte Kleidung ließ Kara ihren ganzen Charme spielen, lächelte und reichte ihr die Hand.

«Sie waren bei Cheryl, als die Hiobsbotschaft kam? Danke, daß Sie geholfen haben.»

«Rachel war meine Rettung», beteuerte Cheryl warmherzig. «Ich war völlig kopflos. Aber es war auch für Rachel ein Schock. Immerhin kennt sie Tony mittlerweile recht gut.»

Rachel warf verlegen ihr dickes, langes walnußbraunes Haar über die Schultern zurück. «Tony ist immer sehr freundlich zu mir gewesen.» Sie zwang sich, Karas kühlem, abschätzendem Blick standzuhalten.

«Ja, das ist seine Art», bemerkte Kara. «Wollen wir zusammen einen Kaffee trinken?»

Rachel hätte die Einladung eigentlich ablehnen sollen. Cheryl brauchte sie nicht mehr. Aber sie nickte dankbar und ging mit den beiden Frauen in Richtung Cafeteria.

Nachdem sie sich mit Kaffee und Sandwiches an einen Tisch gesetzt hatten, fragte Kara unvermittelt: «Haben die Ärzte schon entschieden, wie lange Tony krankgeschrieben werden muß?»

«Danach habe ich mich noch gar nicht erkundigt», gestand Cheryl.

«Verständlich. Ich schätze nur, daß nach dem Krankenhausaufenthalt noch nicht alles ausgestanden ist. Sicher muß er zur Krankengymnastik, um wieder fit zu werden. Er braucht deine volle Zuwendung, Cheryl. Ich werde mich um den Laden kümmern.»

«Aber du willst doch mit Mark nach Europa fliegen! Du kannst unmöglich –»

«Selbstverständlich kann ich. Mark ist der erste, der versteht, daß Tony jetzt Vorrang hat.»

«Das ist sehr großzügig von dir», seufzte Cheryl. «Aber du weißt, wie Mark zu deiner Arbeit steht. Er meckert schon genug –»

Ein Blick von Kara brachte sie zum Schweigen.

«Schon gut», fuhr Cheryl fort. «Aber es gibt noch eine andere Lösung. Wir haben doch schon häufig davon gesprochen, eine Teilzeitkraft einzustellen. Wie wär's mit Rachel? Sie hat gerade ihren Bürojob gekündigt, um sich ganz ihrer Doktorarbeit zu widmen. Und ihr Thema ist Volkskunst.»

«Augenblick mal», unterbrach Kara sie sanft, aber bestimmt. «Das geht mir zu schnell.»

Rachel hatte Cheryl unterschätzt. Nichts, was sie ihr erzählt hatte, war auf taube Ohren gestoßen. Sie saß stumm und wie versteinert auf ihrem Stuhl.

«Rachel schreibt eine Dissertation über traditionell weibliche Handarbeiten als eigenständiges Kulturgut. Das habe ich doch richtig verstanden, oder?» Cheryl lachte schüchtern. «Rachel kann das viel besser erklären. Jedenfalls beschäftigt sie sich mit der Stoffkunst und ihren unterschiedlichen Techniken. Rachel weiß eine Menge über die Dinge, mit denen wir handeln. In einem Jahr macht sie ihr Examen.»

Cheryl hielt atemlos inne. Um Kara zuvorzukommen, sagte Rachel hastig: «Aber Sie kennen mich doch gar nicht. Sie wissen nichts über meine tatsächliche Qualifikation.»

«Ich weiß mehr über Sie als über jede andere mögliche Bewerberin für diesen Job. Es ist keine schwere Arbeit», fügte Cheryl ernst hinzu. «Sie